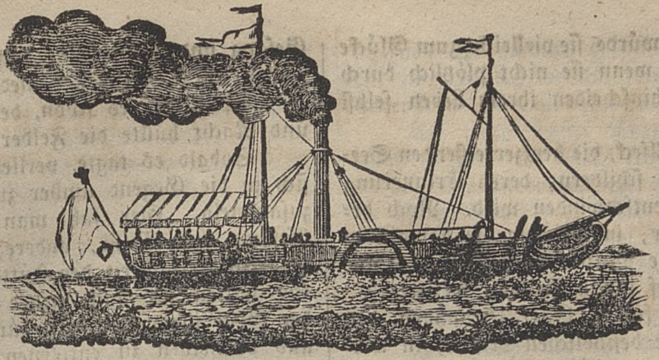
№ 63.

Donnerstag, am 27. Mai 1841.

Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern,



welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Das Dampfboot.

Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

Die Grafen von Sennhorst.

(Fortsetzung.)

Schon beim Anfange der Erzählung durchwogten mein Innerstes die trübsten Ahnungen, mit denen so manche Erinnerungen früher begangener Fehltritte in mir auftauchten, und die schreckliche Gewißheit, daß ich jener Sünder, und Ophelia mein Kind sei, bestätigte sich nur zu bald dadurch, daß der Oberst auf die Frage: wie der Name jenes Grafen wäre? denjenigen, welchen ich damals angenommen hatte, nannte; eben in dem Momente, als Ophelia an der Seite meines Sohnes eintrat. Ueberrascht stand ich da, denn ich sah in ihrem Bilde meine verlassene Gattin wieder, wie sie mit dem ihr eignen himmlischen Lächeln unter der Fülle ihrer Locken hervorblickte, dasselbe edle Gesicht, die schön geformten Augen, und Furcht, Schaam und Schrecken lähmten meine Zunge. Doch gewann ich allmählig Fassung und bekannte meine Schuld. Es herrschte Staunen und Schweigen, denn Niemand hatte eine solche Erklärung erwartet. Aller Blicke wandten sich auf mich, und als ich, von meinen Gefühlen mächtig ergriffen, mich liebevoll Ophelia mit dem Ausrufe: „meine Tochter!" näherte, wandte sie ihr erbleichtes Gesicht mir zu, blickte mich mit unbeschreiblicher Wehmuth und Mitleid an, lehnte ihr Haupt an die treue Brust ihres Wohlthäters, und nannte mit bewegter, kaum vernehmbarer Stimme ihn ihren Vater. Meine Gattin und Alphonso standen unbeweglich, scheinbar ruhig da, und verbargen die Gefühle, welche in ihrer Seele stürmten. — Nach langer, todtenähnlicher Stille mahnte meine Gattin zur Abreise. Da wandte sich Alphonso mit dem rührendsten Gefühl von Liebe und Schmerz zu Ophelia, mit den Worten: Lebe wohl, Ophelia, lebe wohl, wir werden uns wiedersehn. Dann folgte er mir festen Trittes.

Sie sah mit Thränen in den Augen ihm so lange wie möglich nach, und entschwand durch das Forteilen unseres Wagens seinen Blicken.

Wieder im Schlosse angelangt, bemächtigte sich seiner ein melancholischer Zustand. Meine Gattin erkrankte oft, und zog sich immer mehr in die Einsamkeit zurück, wo sie es sich mit mütterlicher Liebe angelegen sein ließ, den Gram Alphonsos zu lindern, und sorgfältige Pflege ihrem jüngsten Sohne Theowald, einem Knaven von ungefähr drei Jahren, zu widmen.

Nach Verlauf einiger Zeit hatte Alphonso einen Plan angelegt. Er wünschte zu seiner Zerstreuung eine Reise zu unternehmen, und war auch bald darauf von uns entfernt, jedoch verging ein langer Zeitraum, in dem er nichts von sich hören ließ. Ich durchreis'te viele Orte, fragte überall nach ihm, doch nirgends habe ich bis jetzt seine Spur entdecken können.

Oft blickte Elvira nun mit Wehmuth auf ihren im zartesten Alter stehenden Liebling, denn sie ahnte, daß sie bald dem Kummer erliegen müsse, und auch ich fing an, für ihr Leben zu fürchten. — Ach, man weiß nicht, wie viel ein menschliches Wesen ertragen

kann, — und noch lange würde sie vielleicht zum Glücke Theowalds gelebt haben, wenn sie nicht plötzlich durch dessen unvermuthetes Dahinscheiden ihrem Leben selbst ein Ziel gesetzt hätte.

Erlaßt mir, Graf Fellseck, die herzzerreißenden Scenen beider Todesarten zu schildern, deren Erinnerung nie meinem Gedächtnisse entschwinden wird. Noch besitze ich ein Bild von ihr, in welchem die damals in voller Schönheit strahlende Mutter dargestellt ist, wie die sanften Blicke eben auf ihrem Liebling weilen.

Bei diesen Worten führte Graf Sennhorst den Freund zu einer im Saale befindlichen Nische, in welcher, durch einen Vorhang verhüllt, sich jenes Bildniß befand. Rührung und Theilnahme regten sich beim Anschauen desselben in Beider Seele, indem lang entbehrte Thränen das Herz des Gatten erleichterten.

Es begann bereits der Morgen zu dämmern, als schweigend und leisen Trittes sie sich durch mehre Gemächer begaben, und Graf Sennhorst eines der entfernt gelegenen öffnete, aus welchem, da es fast immer verschlossen gewesen war, ihnen die Luft wie aus einem Kerker entgegen wehte. Ueberall bekundeten sich Spuren von Vergangenheit, an den Wänden hingen längst verdorrte Kränze, vor einem Lager befanden sich auf einem Tische Bücher religiösen Inhaltes, und Gefäße, worin Heiltränke gewesen. Graf Fellseck, der von diesem Anblick überrascht war, erfuhr, daß dies das Schlafgemach der Gräfin gewesen sei, welches Graf Sennhorst mit Sorgfalt in dem Zustande, so wie sie es kurz vor ihrem Tode verlassen, aufbewahrt habe, und daß dieser dasselbe, zur wehmüthigen Rückerinnerung und Reue, stets als ein Heiligthum betrachte.

Dann entließ er den Freund mit dem Bemerken, ihm nach diesen Geständnissen ein milder Richter zu sein, und bat ihn, sich einige Stunden Schlafes zu gewähren.

Während der Graf nach dieser in Unmuth über sich selbst durchwachten Nacht in der Frühe des Morgens im Frühlingssonnenscheine sich hinaus begab, um sich einigermaßen zu erholen und zu beruhigen, floh den Grafen von Fellseck der Schlummer, und obgleich er bei sich selbst dachte, daß des Freundes Reue ihm wohl das Bild seiner Fehltritte in einem vergrößerten Maaßstabe erscheinen ließe, mußte er ihn dennoch für sehr schuldig erklären; demungeachtet aber beschloß er, demselben mit noch innigerer Theilnahme stets zur Seite zu sein.

Es war im Herbst, an einem jener trüben Tage, wo früh die Dämmerung eintritt, und kalte, feuchte Nebel sich über die Fluren verbreiten, als geräuschvoll eine Zigeunerbande die Ebene der Gegend des Schlosses des Grafen von Sennhorst durchstrich. Die Dunkelheit hatte sie auf seinem Gebiete erreicht, froh waren Alle geschäftig, die ärmlichen Zelte aufzuschlagen, und schon umleuchtete sie mild des Feuers Schein, als bald das kärgliche Nachtmahl bereitet war. Noch hörte man Gesang und Gespräche, dann senkte Schlafesruhe sich schnell auf's Reiselager nieder.

Spät war es schon, des Mondes Schein erloschen, und Nacht hüllte die Felder ein.

Sobald es tagte, verließ das Volk die Stätte, um sich in die Gegend umher zu begeben und Gaben einzusammeln. Hier sah man eine Truppe, die durch Gesang und Musik, andere, welche durch Wahrsagen die Aufmerksamkeit der Hüttenbewohner auf sich zogen. So hatten sich auch mehre dem Schlosse genaht, als der Graf ihnen entgegen zürnte und befahl, sich sofort aus demselben zu entfernen, und daß überhaupt Alle binnen einer Stunde sein Gebiet verlassen sollten. Zwei Söhne der alten Ursula, die erkrankt im Lager zurück geblieben war, überbrachten derselben diesen Bericht, wonach sie es abermals wagten, den Grafen anzuflehen, daselbst noch einen Tag verweilen zu dürfen. Da verdoppelte dieser seinen Zorn, indem er den Befehl nur noch dringender wiederholte und seiner Dienerschaft gebot, das Diebsgesindel sogleich aus dem Schlosse hinaus zu werfen.

Ursula ordnete nun durch ihre vom Grafen so tief gekränkten Kinder den Aufbruch an, und während Jedweder sich in Emsigkeit dazu anschickte, entwarf dieselbe, von Wuth entflammt, Pläne, um an dem Grafen sich zu rächen; krampfhaft zuckte es um den bleichen, eingesunkenen Mund, mit zitternden Händen hüllte sie ihren erkrankten Körper in Gewänder ein, und eilte, ohne mit der Art ihrer Rache einig zu sein, dem Schlosse zu, schlich sich in den Park, vor dem sie einen Reisewagen bemerkte, und durchspähte nun die Gänge, Lauben und Hecken mit der den Zigeunern eigenen Raubgier. Alles war still um sie her, kein menschliches Wesen ließ sich in dem großen Parke vernehmen, dessen Gegenstände der immer mehr zunehmende Abendnebel verhüllte. Da vernahm sie in der Gegend des Baches ein leises Geräusch, als sie die Zweige eines dichten Gebüsches auseinander bog, wo Theowald — weil die Gräfin, schwer erkrankt, auf ihrem einsamen Lager lag, und dessen Wärterin um sie beschäftigt war, — sich in kindlichem freudigen Selbstüberlassen hin begeben hatte, und am Rande des Baches unter Blumen spielte. Da durchdrang sie plötzlich der gräßliche Gedanke, dies unschuldige Wesen zur Befriedigung ihrer Rache zu wählen. Durch Liebkosungen, kleine Geschenke und Kinder anlockende Versprechungen, nahte sich ihr bald der Knabe, indem sie mit Freude auf einige am Ufersrande liegende Kleidungsstücke und Spielzeuge desselben hinblickte. Als sie darauf nicht ohne innere Furcht durch den Park mit demselben geeilt war, befreite sie, in ein kleines Wäldchen versteckt, Theowald von dem reichen gräflichen Gewande, verbarg es sorgfältig bei sich, und hüllte dagegen das Kind in mehre von den Zeugen, welche sie umgaben, ein.

Beschützt von der immer mehr einbrechenden Dämmerung, gelangte sie nun mit ihrem Raube bei der Ge-

nossenschaft an. Die Lagerstätte war längst geräumt, und weit hinter ihnen lag das Gebiet des Grafen. Man bekümmerte sich wenig um Ursula, und auf die spätern Anfragen, woher sie das Kind hätte, ertheilte sie zur Antwort: wie sie es unbeschützt in einem Walde weinend gefunden und deßhalb aus Mitleid mit sich genommen habe.

Den Park umgab bereits dichte Finsterniß, und die Stille, welche dort athmete, wurde nur zuweilen durch das Geschrei eines Nachtvogels, das Rauschen der Blätter in den dunkeln Kronen alter Bäume und das eintönige Gemurmel der Quellen unterbrochen, als derselbe schnell durch Fackelglanz erhellt wurde, der mehrmalige Ausruf: Theowald, welcher vermißt ward, ertönte, und fast alle Bewohner des Schlosses durchspähten jene Gegend, um das geliebte Kind zu suchen. Selbst der Graf, welcher eben von einer Reise heimgekehrt war, nahm mit bleichem, verstörtem Gesichte daran Theil.

Bald gelangte man zu der Stelle, wo die schwarze That vollbracht war, und erblickte Lidia, die stets so treue Wärterin Theowalds, in verzweiflungsvollstem Zustande. Jammernd berichtete sie, auf einige am Rande des Baches liegende Kleidungsstücke zeigend, daß der Knabe ertrunken sei. Mehre Hüttenbewohner mußten sich sogleich anschicken, den Bach zu durchsuchen, doch nirgends war eine Spur des Kindes zu entdecken.

In dem entlegenen dunkeln Krankengemache schlief seit lange die Gräfin jenen von Fieberphantasien erfüllten Schlaf, welcher beim Erwachen nur um so größere Schwäche und Reizbarkeit empfinden läßt, als eilige Tritte des Grafen sie erweckten, die seidenen Vorhänge sich theilten, und der Graf, in den Gefühlen des Schmerzes und des Zornes, seiner Gattin den schrecklichen Bericht des Unglücks, welches ihr bis dahin verschwiegen geblieben war, mittheilte.

Da durchdrang ein tiefes Weh ihr freudenarmes Herz. Umsonst rang sie nach Fassung, vergebens durchflog ihr irrer Sinn die tröstendsten Gebete.

Mitternacht war vorüber, als sie die Umstehenden entfernt hatte. Nur Lidia, die sich stets durch Sanftmuth und Gehorsam ihre Zuneigung erworben hatte, durfte noch in ihrer Nähe weilen. Diese war durch Betrübniß und Theilnahme in einen ohnmachtähnlichen Zustand verfallen, als die Gräfin ihr Lager verließ, leise in der Stille der Nacht durch die großen Räume des Schlosses nach dem Bache sich hin bewegte, und in demselben ihrem Leben selbst ein Ziel steckte.

Dies abermalige, fast noch schrecklichere Ereigniß versetzte Alle, vorzüglich aber den Grafen, in den unbeschreiblichsten Gram. Er versank in den düstersten Gemüthszustand, und da begab es sich, daß Graf Fellseck ihm tröstend in der so finstern Nacht seines Lebens erschien.

Auch alle Bewohner der Gegend umher wurden von namenloser Wehmuth erregt, denn war das Erscheinen der schönen Gräfin doch immer so erfreuend für sie gewesen, die mit edlem Sinne stets die Kranken unterstützte und die Sorgen armer Leute linderte.

Als nach diesen Trauervorfällen, nach Verlauf längerer Zeit, der Graf fähig war, sich mit Ergebung in das unabänderliche, ihn so hart betreffende Schicksal zu fügen, besuchte er den Oberst von Leon, um Ophelia das Anerbieten zu machen, ihm für immer in sein vereinsamtes Schloß zu folgen, ihr ein bedeutendes Erbtheil zuzusichern, und um überhaupt so viel wie möglich das an ihr begangene Unrecht gut zu machen.

Da sprach die von Gram erfüllte Tochter: Ich danke Euch für Eure edle Absicht, doch nicht bedarf ich der irdischen Güter mehr, auch vermag ich nicht, Euch zu folgen, da mein Weg mich bald in die heiligen Mauern eines Klosters führen wird, in deren Einsamkeit ich die wenigen Tage, welche mir noch vom Höchsten bestimmt sind, verleben will.

Auch der Oberst lehnte jenes gut gemeinte Anerbieten des Grafen, das für Ophelia bestimmt gewesene Erbtheil für sich anzunehmen, ab, indem er selbst ein bedeutendes Vermögen besaß, und ihn am Abende seines Lebens nichts mehr beglücken konnte, da er und seine Gattin sich nun von seinem geliebten Pflegekinde für immer trennen sollten, die nach der Abreise des Grafen dann nicht länger säumte, obwohl mit schwerem Herzen, von ihren Wohlthätern zu scheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Briefliche Mittheilungen.

Berlin, den 22. Mai 1841.

Schelling erhält 5000 Thaler Gehalt; wir wollen wünschen, daß er so manchen jungen Leuten, die sich Hegelianer nennen, weil sie Hegel nicht verstanden haben, den Kopf wieder zurecht rücke. Die Stelle des verstorbenen Professors und Ober-Bibliothekars Wilken wird der geheime Archivrath Pertz aus Hanover übernehmen. — Zum Ausbau des Schlosses und zur Erbauung einer neuen Bibliothek hat der König eine Million bestimmt. Nach einem alten Entwurfe Schinkels wird ein Säulengang vom Schlosse bis zum Dome hin angelegt werden. — Es wird bald hier ein Congreß der ersten deutschen Berühmtheiten zu Stande kommen: Humboldt, die Gebrüder Grimm, Rückert, Schelling, Tieck, Kaulbach, Cornelius, Gutzkow, A. W. v. Schlegel, Meyerbeer, Mendelsohn-Bartholdy, von denen die meisten dauernd für unsre Hauptstadt gewonnen sind. — Ein Knabe von neun Jahren hatte neulich die Tollkühnheit, sich längs hin zwischen die Schienen der Eisenbahn zu werfen und den Zug über sich weggehen zu lassen. Die vielen anwesenden Zuschauer, die ihn in seinem raschen Zuspringen nicht zurückhalten konnten, erwachten aus ihrem Schrecken zum freudigen Erstaunen, da sie ihn, nach vorübergegangenem Zuge, unbeschädigt wieder aufstehen sahen.

Grabschrift auf ein böses Weib.

Hier liegt mein gutes Weib im ew'gen Frieden,
Gottlob! nun ist auch mir der zeitliche beschieden.

Reise um die Welt.

*** Ein junger Mann, bei seiner Tante in Paris zum Besuche, und mit derselben auf der Promenade, wird von einem Unbekannten beleidigt, der ihm Genugthuung verspricht und seine Adresse giebt. Am andern Morgen fährt zur bestimmten Stunde der junge Mann in die ihm bezeichnete Straße, hört aber hier, daß es drei Straßen dieses Namens in Paris gebe, die in ganz verschiedenen Stadttheilen liegen. Hierauf sucht er jede derselben auf, ohne jedoch die Wohnung des Unbekannten zu finden. Unterdeß kommt ein gut gekleideter Herr zu der obengenannten Tante und sagt: „Erschrecken Sie nicht, Ihrem Neffen ist ein Unglück geschehen." — „Er ist doch nicht im Duell gefallen?" rief die Tante. — „Nein, er hat vielmehr seinen Gegner erstochen und muß augenblicklich Paris verlassen." — „Er kann also nicht einmal Abschied von mir nehmen, der arme Junge?" — „Er würde sich dadurch in Lebensgefahr stürzen; er bittet Sie daher um Reisegeld." — „Hier, mein Herr, sind 2000 Franks, doch ich bitte Sie um Gottes Willen, machen Sie schnell, damit mein Neffe so schleunig wie möglich Paris verläßt. Haben Sie tausend Dank für Ihre Bemühung." Der Fremde entfernte sich. Bald darauf trat der Neffe lachend in's Zimmer. „Ach!" rief die Tante: „Du begiebst Dich in Lebensgefahr, um mich noch einmal zu sehen." — „Wie? was wollen Sie damit sagen? Tante!" Und nun kam es zur gegenseitigen Aufklärung. Die Tante war um 2000 Fr. betrogen worden.

*** Eine der merkwürdigsten Eisenbahnen in England ist die zwischen London und Blackwall, eine Eisenbahn von einem Theile Londons zum andern, ihrer ganzen Länge nach über Häuser und Straßen hinlaufend, und zwar auf einem 24 Fuß breiten, meist 30 Fuß hohen Bogenbau. Sie wird indeß nicht von Dampfwagen befahren, weil dies der Feuersgefahr wegen nicht thunlich ist. An jedem Ende steht eine kräftige Dampfmaschine, und jede dreht eine große Tonne, an welcher sich ein sechs (engl.) Meilen langes Seil befindet. Die Wagen sind so geordnet, daß die, welche zuerst anhalten sollen, die letzten sind, so daß sie vom Zuge abgetrennt werden können, ohne daß dieser deßhalb anzuhalten braucht. Auf ein durch den elektrischen Telegraphen gegebenes Zeichen beginnt die entgegengesetzte Dampfmaschine zu arbeiten, das Seil aufzuwinden und so den Wagenzug heran zu ziehen. Jede Viertelstunde geht ein Zug von einem Endpunkte zum andern und zwischen denselben befinden sich fünf Stationen. In den ersten 81 Tagen wurden 570,000 Passagiere befördert, und es gewährt einen höchst seltsamen Anblick, eine lange Wagenreihe geräuschlos, scheinbar von selbst, pfeilschnell oben, an und über den Häusern Londons hinfliegen zu sehen.

*** Daß es muselmännische, christliche und heidnische Neger giebt, weiß wohl Jedermann, allein weniger bekannt dürfte es sein, daß auch jüdische Neger existiren, die zu Cochin in einer ziemlich bedeutenden Kolonie beisammen leben. Man liest in den Reisen des Rabbiners David aus Beth-Hill, die vor Kurzem in Madras erschienen sind, folgende Angaben über die weißen und schwarzen Juden in Cochin: „Während meines Aufenthaltes in dieser Stadt belief sich die Zahl der weißen israelitischen Familien auf ungefähr 200. Sie besitzen eine sehr schöne Synagoge, die mit chinesischem Porzellan gepflastert und mit einem schönen Garten umschlossen ist. Die Holländer haben ihnen eine Schlaguhr geschenkt und an den Festtagen stellen sie viele goldene und silberne Gefäße auf. Ehemals reiche Kaufleute, sind sie gegenwärtig ungemein verarmt, und ihren Frauen wird wenig Gutes nachgerühmt. Ich erinnere mich in Europa Personen gekannt zu haben, welche dieselben Namen hatten, wie die angesehensten jüdischen Familien in Cochin, unter andern die Rotenburg, die Tscherfat, die Aschkenazin u. s. w. Sie haben keine Handschriften, die über 200 oder 300 Jahre hinausreichen. Die schwarzen Juden in den umliegenden Dörfern bestehen aus mehr als 1500 Familien und haben 6 Synagogen, 2 in Cochin, 2 in Arnalata und 2 in nahen Ortschaften. Die israelitischen Neger sind sehr rechtliche Menschen und fast durchaus Handwerker, ihre Felder und Gärten lassen sie von Hindus bearbeiten, und kaum wird man einen einzigen wahrhaft Nothleidenden unter ihnen entdecken. Nach der Meinung vieler erfahrener und wohlunterrichteter Männer sind die israelitischen Neger die Abkömmlinge von Negersklaven, die von einem reichen indischen Juden vor einigen Jahrhunderten gekauft, in der jüdischen Religion erzogen und später freigelassen worden sind.

*** In Zürich besteht noch die alterthümliche Sitte, daß jeder daselbst wohnende Gelehrte in einer Zunft eingeschrieben sein muß. Es giebt daher dort Mathematiker, welche in der Bürgerliste als Schuster, Naturforscher, die als Schlosser, Philologen, welche als Tischler figuriren. Zürich liegt in der freien Schweiz.

*** Wie schwer wird es heutzutage, sich einen Namen zu machen! Jedoch eine Sängerin in Hamburg hat sich, kaum drei Monate bei der Bühne, schon zwei Namen gemacht. Die einen Journale nennen sie: Dem. Widtun, die anderen: Wittuhn.

*** Im Jahre 1641 erschien eine gelehrte Abhandlung „Mulieres non esse homines" (die Frauenzimmer sind keine Menschen) von Valens Alcidalius, der, kaum 30 Jahre alt, 1595 in Breslau starb.

*** Jemand eröffnete in einem Badeorte eine neue Tabagie, wo zugleich gespielt werden sollte, und berathschlagte sich mit einem Freunde über den Namen, den er seinem Etablissement geben sollte. Nenne es: Bettler-Fabrik! — rieth ihm Dieser.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.



№ 63. Am 27. Mai 1841.

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Ein Ständchen auf dem Stolzenberge.

Es war ein schöner, heiterer Sonntagsmorgen, die Natur feierte nach langem Winterschlafe ihren Auferstehungstag und erfreute das Auge mit ihrem ersten freundlichen hoffnungsvollen Grün. Da eilte ich hinaus in das Freie und wählte den nahe gelegenen Stolzenberg zu meinem Ausfluge, um dort, allein und ungestört für mich, den Manen eines geliebten Jugendfreundes ein stilles Todtenopfer zu bringen. Es galt einem Freunde, mit dem ich die Tage der unbefangenen Kindheit auf den blumigen Wiesen des meine Vaterstadt Göttingen durchschlängelnden Leineflusses durchspielte und späterhin die Jugendbildung theilte, der nunmehr aber weit getrennt von hier hinüber gegangen war in die Wohnung des Friedens. Bald hatte ich den Gipfel dieses mit Recht so bezeichneten „Stolzenbergs" erstiegen. Tiefe Stille herrschte um mich her, und an die Erinnerung an meinen entschlafenen Freund knüpfte sich zunächst das Bild der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit von Allem auf dem Gebiete der Schöpfung. Vor mir stand das einst selbst gekannte Gemälde, nach welchem auf dem Rücken des Stolzenberges und seinem Abhange das niedliche Städtchen gleichen Namens in blühendem Wohlstande prangte. Ich hatte an einem Sonntage meiner Jünglingsjahre mit eigenen Augen gesehen, daß Tausende von Städtern hier im traulichen Familien- und Freundeskreise nach sechstägigen Mühen die Sonntagserholung genossen. Mit eigenen Augen hatte ich mich überzeugt, wie froh und heiter jene in den Gärten bei ihren blinkenden Maschinen und den alterthümlichen zinnernen Kannen, mit echtem wohlschmeckendem Stolzenbergerbier gefüllt, sich bene thaten, und dann beim Aufbruch im Glanze der scheidenden Abendsonne, ein Theil, rechts gehend, herab blickte auf die üppigen Felder und Wiesen des fruchtbaren Werders und auf einen Theil der Stadt, mit ihren stolzen Thürmen, ihren Häusern und den reichlich gefüllten Kornkammern auf der Speicherinsel. Ich hatte gesehen, wie der links gehende Theil der Rückkehrenden eine andere Ansicht von der Stadt und Umgebung genoß, und das geübtere Auge sich weidete an den wehenden Flaggen der im Hafen und auf der Rhede schwimmenden, fremden und heimischen Schiffe, welche die hier gelagerten Naturprodukte Polens nach fremden Weltgegenden führten. Da ergriff mich ein unwillkürlicher Schauer, denn das grausenvolle Bild der Vernichtung jener verhängnißvollen Epoche von 1807 bis zum Schlusse des Jahres 1814 trat lebhaft vor meine Seele; jene Schreckenszeit, die in den Annalen der Geschichte Danzigs einen so grausenvollen Platz einnimmt. Wo sind sie geblieben — fragte ich mich selbst — die Häuser hier, in welchen einst Fleiß, Betriebsamkeit und die aus diesen hervorgegangene Wohlhabenheit der Bewohner ihren Wohnsitz hatten? die selbst den Fremden anzog. Wo sind sie geblieben? die Väter, Mütter, Söhne und Töchter jener guten Zeit, von hier und den beiden Schwesterstädten Schidlitz und Altschottland, mit ihrem Leben und Weben? O, die Antwort war mir nicht schwer, zu geben. Die furchtbare, keine Grenze und kein Ziel kennende Eroberungssucht des auf den einsamen Felsen von Helena verbannten Helden jener Zeit, dem bei seinem Scheiden das donnernde Geschütz von „der Schelle" das Todtengeläute gab und die Stürme des Ozeans das Grablied sangen, hatte sich auch nach hier an das Gestade der Ostsee verirrt, und in Folge der Abwehr derselben wurde das Kleeblatt: Stolzenberg, Schidlitz und Altschottland, ein Raub der Vernichtung. Und als nun Tausende ihrer Bewohner an den Ruinen ihres Wohlstandes und häuslichen Glücks sich ausgeweint, da trieb das feindselige Geschick sie von der verödeten Heimat hinweg, den Einen nach hier, den Andern nach dort; und Vielen war von ihrem Wohlstande nichts übrig geblieben, als die wehmüthige Erinnerung an denselben und an glücklich verlebte Tage.

In dieser Stimmung sah ich, wie die Pforten des geschlossenen Friedhofs sich öffneten, jene Schöpfung aus dem Jahre 1830, in dessen Räumen die Entschlafenen ruhen, welche die schauerliche Katastrophe jenes Jahres, da die schwarze Cholera zuerst unter uns auftrat, als ihre Opfer wegraffte. Eine ältliche Frau, am Arme ihrer Tochter, trat hinein, ich folgte ihnen, und bald standen sie am Grabe des geliebten Gatten und Vaters, der auch jener Krankheit unterlegen, und Thränen tiefen Schmerzes und der Rührung benetzten dasselbe. Ich theilte entfernt den Schmerz, der die Brust der Trauernden durchbebte, doch hob sich mein Gefühl über die zarte Fürsorge für die Ruhe der Entschlafenen, denen hier gewaltsam, durch den Drang der Umstände veranlaßt, die Ruhestätte bereitet ist. Friedlich ruhen hier neben einander Menschen, unsere Brüder, die im Leben nur der Glaube trennte, und die nun nicht mehr die Meinung von ungesetzlicher Mischung verwundet. Sie schlafen ruhig neben einander, dem großen Auferstehungsmorgen entgegen, und über den von liebenden Händen hier so zart gepflegten Grabeshügeln schwebt der Engel des gemeinschaftlichen Glaubens, gemeinschaftlicher Hoffnung und Liebe.

Ich setzte meine Wanderung nun fort und sah einen zweiten Friedhof, und fragte mich:

Kennst Du dies Feld und seinen stillen Pfad,
Wo jeder Sämann streut mit Thränen seine Saat?
Doch frohe Kunde giebt das Trauermahl,
Daß einst die Todten weckt der Morgenstrahl!
Kennst Du es wohl? wohin, wohin
So viele Erdensöhne ziehn!

Ach, nein! sprach ich, hier ist's nicht so schön, wie auf den andern Friedhöfen, die den Blumengärten gleichen; hier ist keine Achtung für die Todten, nicht einmal wehrt eine zusammenhängende Umzäunung den Besuch von ungebetenen vierfüßigen Gästen; kalter Sinn für die Ruhestätte der Geschiedenen spiegelte sich überall. Ich schlich mich bald hinweg und fühlte den Wunsch in mir, daß dieser durch regellose Wirrung entweihte Friedhof bald auf eine würdige Weise in die Reihe der andern aufgenommen werden möge.

Bald verließ ich den mir lieb gewordenen Berg, auf dem ich der Betrachtung der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit im Leben gehuldigt hatte, und schritt schweigend rechts den Berg hinab. Da sah ich denn die wogende Menge unter mir, an dem Ufer der Radaune entlang, nach dem Kapellenberge bei St. Albrecht wallfahrten, um dort in frommer Andacht die Erinnerung an den heiligen Adalbert, den Apostel der Preußen, zu feiern. Da konnte ich mich der Betrachtung nicht erwehren, daß alle die, welche die Straße zogen, früher oder später auch der Wandelbarkeit des Geschicks unterliegen, und wenn einst der Jahrestag dieses Festes wiederkehre, viele nicht mehr sein und viele, mehr oder weniger vom Schicksal gebeugt, dahinschleichen würden.

Das feierliche Geläute der Glocken von den Kirchthürmen der Stadt, als Einladung zur Sonntagsfeier im Tempel des Herrn, vollendete meine Betrachtungen und führte mich in einen der Tempel,

Wo laut erschallen die Gesänge
Der andachtsvollen Menschenmenge.

Aphorismen über Kochkunst.

Von L. Ichneumon.

Die Kochkunst ist die erste unter den Künsten und der Aesthetik am nächsten verwandt, weil sie, so wie diese, auch eine Geschmackslehre ist. Ja, sie steht vielleicht noch höher, denn während man in der Aesthetik noch immer über Geschmacksbegriffe streitet, ist der Geschmack in der Kochkunst schon längst festgestellt und entschieden.

Die Kochkunst spielt auch in der Literatur keine unwichtige Rolle. Wer die Literatur des vorigen Jahrhunderts nur einigermaßen kennt, wird eingestehen müssen, daß Geist und Kochkunst sehr verwandt sind. Spieß war ein viel gelesener Schriftsteller des vergangenen Säculums, Spieß ist ein bekanntes Küchen-Instrument; und wo finden wir mehr Geist, als bei Spieß, der noch zum Ueberfluß stets nur im Plural (Geister) Gebrauch davon machte.

Im geselligen Leben spielt die Kochkunst eine bedeutende Rolle. Da gibt es rohe Gesellschafter, spießbürgerliche Verhältnisse, ausgewaschene Töpfe, durchgetriebene Verführer, junge Gänse, Strudelköpfe, Schmarren und mehres Andere.

Schiller sagt: „Es gibt nichts Schöneres unter dieser Sonne, als ein schönes Weib!" und wir setzen hinzu: „Besonders, wann es kocht!" Denn wo ließe sich auch mehr Genuß erwarten, als bei einem kochenden Frauenzimmer, id est bei einem Frauenzimmer, welches kocht, nicht aber bei einem, das gekocht wird.

Das Leben ist eine Speise, die vielen Menschen, welche sie nicht zu genießen verstehen, gar große Beschwerden und Unverdaulichkeiten verursacht. Bald wird versalzen, bald wieder zu sehr gepfeffert und am öftersten wird diese Speise zu schnell und zu heiß genossen.

Zur Lebensspeise geben die Frauen die Würze, d. h. das Salz und den Pfeffer; die Männer (nämlich die Ehemänner) aber sind das gepfefferte Wild, welches zuweilen dem Hasen- und zuweilen dem Hirsch-Geschlechte angehört.

Speisezettel und Kochbücher zeigen von dem Kulturgrade der Menschen. Der Gasthof, dessen Speisezettel nichts als Kalbsbraten, Nierenbraten, Kalbsbrust ꝛc. enthält, hat keine fein gebildeten Besucher, und das Volk dessen Kochbücher nicht mehr als 4 Schüsseln enthalten, steht noch keineswegs auf der höchsten Stufe der Bildung.

Was dem Politiker und Literaten die Zeitungen und Journale, das sind die Speisezettel dem Gasthofs-Publikum. Eine gut redigirte Speisekarte zeugt von einem weit richtigeren und besseren Geschmacke, als das best redigirte Journal, und bei einer Speisekarte verbeißt auch der grimmigste Rezensent seinen Zorn.

Ein sehr lohnendes Unternehmen wäre es, wenn irgend ein Gastronom einen Speisekarten-Atlas herausgeben wollte; der trefflichste Astronom würde mit dem trefflichsten Himmelskarten-Atlas keine so guten Geschäfte machen.

Doch dürfen wir über das Essen auch das Trinken nicht vergessen, denn nächst jenem ist dieses das Vorzüglichste auf Erden; und wenn Dr. Luther zum Wein auch die Weiber rangirt, so that er es bloß, weil die Liebe auch ein Rausch ist, der Kopf, Herz und Magen angreift.

Meine Leser empfinden gewiß auch die Kraft der Kochkunst, denn sie werden von meinem Geplauder schon wie gekocht sein. Ich schließe also für heute, und wann sie auch in der Folge noch Appetit verspüren sollten, so werde ich wieder Etwas auftischen, das ihnen nicht im Magen liegen bleiben soll.

Lebens-Karrikaturen.

Ein Vagabund, der im vollgedrängten Wirthsaale die Zeitung fordert und auf sein eigenes Signalement stößt.

Ein Pechvogel, dessen verkauftes Lotterieloos mit 50,000 Thalern herausgekommen.

Ein reiselustiger Engländer im Magen eines Haifisches.

Ein Improvisator, der stecken bleibt.

Ein jagdsüchtiger Tölpel, der schießen will und findet, daß seine Kameraden ihm die Flintensteine wegbugsirt haben.

Schiller, da ein Engel ihm moderne Weltschmerz-Gedichte vorliest.

Napoleon, dem Macdonald von der auswärtigen Politik Louis Philipp's erzählt.

Ein Höfling, der submissest einen Tritt vom Fürsten empfängt.

Ein armes Genie, das sein Nervenzucken niederkämpft, da ihm ein reicher Gönner höchsteigene Poesien vorträgt.

Ein Schwätzer, den ein Geheimniß drückt.

Ein Soldat, der, aus Feigheit flüchtend, sich plötzlich einem Trupp Feinde gegenüber sieht.

Ein braver Beamte, der ohne sein Zuthun in den Staatsrath erhoben wird.

Eine junge Wittwe am letzten Tage ihres Trauerjahres.

Ein bornirter Mensch, der zu beweisen sucht, daß die Straßen im Regen naß werden.

Ein Schlosserlehrling, der sich mit dem Hammer auf die Finger geschlagen.

Ein Milchbart, der zum ersten Male eingeseift wird.

Ein Rekrut, der mit den besten Flüchen seines Korporals regalirt wird.

Ein Kamtschadale in dem Atelier eines Malers.

Ein operirter Staarbehafteter, dem der Arzt zuredet, seine Binde abzunehmen, der neugeschenkten Sehkraft zu genießen, der aber im Gegentheil merkt, daß er noch eben so blind ist, wie zuvor.

Ein neugebackener Baron, den ein ordinärer Handwerker öffentlich „Herr Vetter" nennt.

Ein Feinschmecker auf dem Krankenlager, der Rhabarbar einnimmt.

Ein Dilettant, der bei der Aufführung seiner Komposition selbst dirigirt.

Ein Wüstling, der zum zwanzigsten Male einem Mädchen schwört, daß sie seine erste, seine einzige Liebe sei.

Ein Bäcker, dem die Polizei an seinen Semmeln Gewichtsunkenntniß nachweist.

Eine Frau, die ihren eigenen Mann küßt.

Eine Sängerin, die ihre Klaqueur's vermißt.

Eine emancipirte Frau in Kurierstiefeln.

Ein Journal-Correspondent, der seinen Stoff aus den Fingern saugt.

Ein Enthusiast, der sich für eine Sache schlägt, die er gar nicht einmal kennt.

Ein liebender Sohn an dem Monumente seines verhungerten Vaters.

Ein arroganter Dümmling, der ernsthaft erklärt, er könne keinen Widerspruch ertragen.

Ein Triangel, gebildet aus einer Hopfenstange, einem Operngucker und einer Champagnerflasche.

Ein eitler Aufdringling, der erst die dritte Sottise für keine Schmeichelei hält.

Ein alter Geck, der verliebte Augen macht.

Ein Dominospieler, der sein falsches Mischen, über dem ihm der Gegner ertappte, zu entschuldigen versucht.

Eine Wirthsmagd, die begreift, daß die Scheltwörter, womit Madame sie überschüttet, weniger ihr selbst, als dem Mangel an Kundschaft gelten.

Ein zerstreuter Supplikant, den der Spiegel im Vorzimmer seines Gönners damit bekannt macht, daß er sich nur auf einer Seite rasirt hat.

Ein Musikkenner, der sich auf einem Dilettantenkonzert die Ohren zuhält.

Eine preziöse Dreißigerin, die zu einer artigen Zweideutigkeit ein Erröthen hervorzwängt.

Ein Pechvogel unter Stockhieben, die man einem Andern zugedacht.

Franz Jörissen.

Kajütenfracht.

— Es hat sich in diesen Tagen ein Fall ereignet, der eine Mahnung zur Vorsicht abgiebt beim Anvertrauen elternloser Kinder zur Pflege an fremde Personen. Bekanntlich werden solche Hilflosen, wenn sie nicht im Spendhause Aufnahme finden, armen Frauen gegen eine angemessene Vergütigung anvertraut. Diese suchen bisweilen, wenn sie nicht streng beaufsichtigt werden, diese Vergütigung nur zu ihrem Nutzen zu verbrauchen, und lassen die Kinder geistig und körperlich verkrüppeln. So wurde ein solcher siebenjähriger Knabe kürzlich bei seiner sogenannten Pflegerin nicht nur in kläglichem verhungerten und stumpfsinnigen Zustande gefunden, sondern das grausame Weib hatte dem Armen auch noch die Spitzen der Finger mit glühender Zange verbrannt, so daß sie ganz schwarz waren. Oft kömmt es auch vor, daß solche Kinder von einem Weibe zum andern wandern und jede vorhergehende an der nachfolgenden noch am Kostgeld profitirt, indem sie dieses von der Armen-Verwaltung bezieht und Etwas davon für sich behält. Geht dies nun durch mehre Hände, was bleibt dem Pflegling? Vor kurzer Zeit starb ein solches Kind in Schiblitz, das von einer Frau immer der andern war übergeben worden, und man konnte kaum seine Abkunft und seinen Namen ermitteln, so wenig hatten sich die Frauen um dasselbe bekümmert.

— Der 9jährige Sohn eines verstorbenen hiesigen Barbiers Rennepfennig ist pyrenäischer Bergsänger geworden und mit den Vierzigen abgereist.

— Von den zerstreuten Mitgliedern unserer Bühne erfahren wir Folgendes: Herr Moser ist in Breslau engagirt (!!!), Herr Pegelow hat dort gastirt, es kam aber zu keinem Engagement. Herr und Mad. L'Arronge, Herr und Mad. Rath, Dem. Starkloff und Herr Scharpff sind in Posen engagirt; Herr Werner in Schwerin, Herr Arnsburg in Braunschweig. Herr Ren-

nemann wollte in Breslau als zweiter Tenor auftreten, aber dieser Sprung aus dem Danziger Chore mißlang. Dem. Henschel sollte in Coburg engagirt werden, gefiel aber nicht. Herr und Mad. Mayer und Herr und Mad. Wolff privatisiren in Berlin.

— Am 23. d. M., Morgens fünf Uhr, brach in einem Kuhstall, an welchen ein Paar kleine Wohnzimmer des Besitzers angebaut sind, in der Sandgrube, dicht am Wall, Feuer aus, welches das ganze Gebäude, bis auf die kahlen Mauern, niederbrannte. Kein lebendes Wesen kam jedoch zu Schaden. Die Entstehungsweise ist nicht ermittelt.

— In dem Handbuch für Kaufleute, von L. R. Schmidt, Stuttgart und Tübingen (1837), befindet sich über Danzig folgende merkwürdige Beschreibung unserer Speicher-Insel: „Die Lagerhäuser für Leinwand, Asche, Hanf ꝛc. und die ausgedehnten Getreidespeicher liegen auf einer Insel, welche durch die Mottlau gebildet wird. Um diese Lagerhäuser zu bewachen, werden 20 bis 30 wilde Hunde von der größten Art, unter denen sich Bluthunde befinden, um 11 Uhr in der Nacht losgelassen. Um diese Hunde sowohl in ihren Distrikten zu halten, als um die Vorübergehenden zu schützen, laufen hohe Gatterthore quer über den Ausgang der Straßen, wo sie sich mit der Hauptstraße vereinigen; kein Licht wird gestattet, noch darf ein Mensch auf dieser Insel seine Wohnung haben. Diese Hunde bellen und heulen die ganze Nacht hindurch und verursachen großen Schrekken. Auf jede andere Art würde es unmöglich sein, unter den Horden von Polen, Juden ꝛc., welche man hier antrifft, das Eigenthum sicher zu erhalten; keine Art von Strafe würde halb so viel wirken, als die Angst vor den Hunden. Im Winter, wenn das Wasser gefroren ist, werden Aufseher an besondern Zugängen gestellt, welche mit Peitschen versehen sind und die Hunde in Schranken halten müssen. Feuersbrünste oder Diebstahl sind unerhört; und die Unkosten für jedes Gebäude bei dem unermeßlichen Eigenthum, welches sie enthalten, sind gering. Fahrzeuge, welche aus dem Innern oder aus andern Gegenden ankommen und längs dieser Speicher anlegen, dürfen kein Feuer oder Licht irgend einer Art an Bord halten, noch ist einem Matrosen oder irgend einer andern Person das Tabakrauchen gestattet. Diese Verordnungen dehnen sich zum Theil auf alle Schiffe aus, welche in dem Hafen liegen." Der Mann könnte Recht haben, hätte er das Buch vor 40—50 Jahren geschrieben. Warum hat er aber über die Verhältnisse im Jahre 1837 nicht richtigere Mittheilungen eingezogen?

Provinzial-Correspondenz.

Neufahrwasser, den 25. Mai 1841.

Einen schönern, freundlichern Mai, der so launenlos wie der diesjährige ist, haben wir seit Gedenken nicht gehabt und sind darob irre geworden, ob wir mit dem 20. Mai oder 20. Juni die Badesaison für's kalte Seebad eröffnen sollen. Gebadet wird täglich auf der Westerplate, und die Wasserwärme stieg bis 15½° bei 23° Temperatur. Aber Herr Krüger hat auch seinen Badeort, wenigstens für die Damen, allerliebst ausgestattet. Zuerst hat er dafür gesorgt, daß ein freundlicher Hain in das Damen-Boudoir führt, dann hat er dieses selbst auf einem Balkon errichtet, von dem eine (wenigstens) 12 Ruthen lange, verkleidete Brücke in die Ostsee führt. Daher darf das Damenfüßchen keinen Sand mehr berühren und hat dabei noch eine sehr freundliche Aussicht auf das ganze Meer. Uebrigens kann die Westerplate durch kein Weichselwasser mehr incommodirt oder verrufen werden, denn selbst in dem alten Bette der Weichsel spielt das Seewasser jetzt eine Rolle, und die Kammer-Schleuse bei Neufähr läßt uns keinen Tropfen mehr durch. Deßhalb giebt es hier einen so schönen, klaren, reinen Strand, so kräftiges Meerwasser, daß jetzt schon die Badelustigen nicht mehr zurück zu halten und die Badehütten eröffnet sind. Auch Badegäste sind bereits bei uns eingemiethet, und noch giebt es sehr wenige, doch niedlich meublirte Lokale, die auszuborgen sind, und worüber Referent deutlichere Nachweisung zu geben vermag.

Philotas.

Berichtigung.

Schaluppe Nr. 62 Seite 494. Spalte 2. Zeile 4. von oben lies: die Orgel von Wisznewski I. statt II.

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Lasker.)

Druck und Verlag von **Fr. Sam. Gerhard.**